

Annette Keck

## Literale Anatomien. Buchstabenmenschen – Menschenbuchstaben

2001

<https://doi.org/10.25969/mediarep/12309>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Keck, Annette: Literale Anatomien. Buchstabenmenschen – Menschenbuchstaben. In: Annette Keck, Nicolas Pethes (Hg.): *Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen*. Bielefeld: transcript 2001, S. 61–79. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/12309>.

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>

### Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>

## Literale Anatomien.

### Buchstabenmenschen – Menschenbuchstaben

ANNETTE KECK

#### Von Schriften und Menschen

»Die Ausbreitung der Schriften und Bücher, die durch die Erfindung der Druckerey in unsern Tagen ins Unendliche vermehrt worden sind, hat den Menschen ganz umgeschaffen. Die große Umwälzung des ganzen Systems der menschlichen Erkenntnisse und Gesinnungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite zwar ersprießliche Folgen für die Ausbildung der Menschheit, dafür wir der Vorsehung nicht genug danken können; indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen hienieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur Folge, das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der nothwendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzuschreiben ist. Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und die Menschen kennen, nur aus Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch die Schreiberey; der Prediger unterhält sich nicht mit seiner Gemeine, er liest oder deklamirt ihr eine aufgeschriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem Catheder liest seine geschriebenen Hefte ab. Alles ist todter Buchstabe; nirgends der Geist der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unser ganzer Umgang ist Briefwechsel, und wenn wir zusammenkommen, so kennen wir keine andere Unterhaltung, als spielen oder *vorlesen*. Daher ist es gekommen, dass der Mensch für den Menschen fast seinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weisen wird nicht gesucht, denn wir finden seine Weisheit in Schriften. Alles, was wir thun, ist ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, dass er noch nicht genug hat drucken lassen. Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verloren; denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Büchern, als jenes aus der Erfahrung. [...] Wir brauchen des erfahrenen Mannes nicht, wir brauchen nur seine Schriften. Mit einem Worte, wir sind *litterati*, *Buchstabenmenschen*. Vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und wir können kaum begreifen, wie ein Erdensohn sich bilden, und vervollkommen kann, ohne *Buch*.«<sup>1</sup>

1. Moses Mendelssohn: *Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum*, Berlin: Maurer 1783, Teil II, S. 60–62.

Mendelssohns Kritik in *Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum* von 1783 wendet sich gegen eine Schriftkultur, die zur zweiten Natur der europäischen Kultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts geworden ist. Der ›Vorwurf‹, der an die Schrift ergeht, lautet, sie durchdringe derart grundsätzlich alle Lebensbereiche des Menschen um 1800, daß dieser selbst nur noch in schriftlicher Form erscheint. Die Kritik impliziert, dem Schriftmedium sei ein Verlust von (körperlich) sinnlicher Präsenz, hier gefaßt als authentische Wissensvermittlung, und individueller Differenz inhärent, oder, anders formuliert, Schriftlichkeit mache alle Menschen ›gleich‹. Im Gegensatz zu den schriftlosen »grauen Tagen der Vorwelt«, wo »der Schüler seinem Lehrer nachfolgen, seinen Umgang suchen, ihn beobachten, und gleichsam ausholen« mußte, wo »Betrachtung inniger mit Handlung« und der Mensch »dem Menschen nothwendiger« war<sup>2</sup>, erscheine – so Mendelssohn – physische Anwesenheit in einer Schriftkultur des Menschlichen geradezu überflüssig.

Diese (retrospektiv konstruierte) Gegenüberstellung veranschaulicht, wie das Wissen des Menschen und vom Menschen im ausgehenden 18. Jahrhundert in der Schrift veräußert und gleichzeitig verloren erscheint. Diese buchstäbliche Verfaßtheit der Menschen treibt also ein Bewußtsein von sinnlich-individueller Präsenz, verstanden als Menschlichkeit, hervor, was vornehmlich als Ver-lusterfahrung formuliert wird. Das aufklärerische Ideal der alle soziale Funktionsbestimmungen der Individuen überschreitenden menschlichen Gleichheit findet somit in der Gemeinschaft der bürgerlichen Buchstabenmenschen, die sich den Alphabetisierungskampagnen und der rasanten Verbreitung des Buchdrucks im 18. Jahrhundert verdankt, ihre mediale Entsprechung. Menschlichkeit hat so zur Voraussetzung eine medientechnische Mangelproduktion, sie ruht auf einer Differenzierung von physischer Präsenz und Schrift auf, hinter die sie nicht mehr zurück kann, bedient sie sich nichtsdestotrotz selbst dieses Mediums: Auch Mendelssohn kommuniziert schriftlich – er antwortet u. a. auf Lessings Schrift *Über die Erziehung des Menschengeschlechts*.<sup>3</sup> Doch ist dem Schriftmedium

2. Ebd., S. 63.

3. Vgl. ebd., S. 54f.: »Ich für meinen Theil habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weis nicht, welchem Geschichtsforscher der Menschheit, hat einbilden lassen. Man stellt sich das kollektive Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt, die Vorsehung habe sie hieher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann

zugleich das Versprechen inhärent, genau jenen Mangel, den es hervortreibt, zu heilen. Denn die ›Unnötigkeit‹ menschlicher Präsenz im Medium der Schrift kann ebenso ins Positive gewendet werden, als die Möglichkeit *par excellence*, räumliches Getrenntsein zu überwinden<sup>4</sup>: Wie in Joachim Heinrich Campes *Neuem Abeze- und Lesebuch* von 1793 zu lesen, erscheint Schrift als »Sprachrohr, wodurch man hundert Meilen weit sprechen kann«<sup>5</sup>, als »sicheres Mittel«<sup>6</sup> propagiert, das den Trennungsschmerz zu heilen verspricht: Wie es in den *Leseübungen in Lateinischer Schrift* heißt<sup>7</sup>, können die beiden Freunde August und Christel, durch den Umzug von Christels Vater auseinandergerissen, »abwesend ganz vernehmlich mit einander reden«, sobald sie »die schöne Kunst zu *schreiben* und zu *lesen*« erlernt haben, denn dann – so Augusts Vater – »wisst ihr eben so gut, als wenn ihr euch einander gesprochen hättet, was jeder von euch gedacht hat und wie er sich befindet.«

Diesen beiden Seiten der Schriftkommunikation, menschlich-körperliche Anwesenheit überflüssig zu machen und menschliche Kommunikation jenseits dieser körperlichen Anwesenheit herzustellen, also Menschlichkeit im negativen wie positiven Sinne als Effekt der Schrift zu betrachten, sollen im folgenden Ausgangspunkt der Ausführungen zum Verhältnis von Körperlichkeit und Menschlichkeit im Medium der Schrift sein. Diesem wird insbesondere anhand von literarischen Texten nachzugehen sein, da die unauflöslche

und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden.« Zur Schriftkritik im ausgehenden 18. Jahrhundert vgl. Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München: Fink 1999, S. 414.

4. Auch Mendelssohn weiß um diese Glücksversprechen der Schrift: »Wie glücklich, wenn ich mich auch in die Arme meines Freundes werfen könnte! Und wie tröstlich, wenn Palemon nicht die Sehnsucht nach seinem Umgange durch freundschaftliche Briefe linderte!« Moses Mendelssohn: *Über die Empfindungen*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 1: *Schriften zur Philosophie und Ästhetik*, bearb. von Fritz Bamberger. Faksimile Neudruck d. Ausgabe Berlin 1929, Stuttgart, Bad Cannstatt: Frommann 1971, S. 41–123, hier S. 45.

5. Joachim Heinrich Campe: *Abeze- und Lesebuch. Mit vierundzwanzig illuminierten Kupfern*, in: ders., *Sämtliche Kinder- und Jugendschriften. Neue Gesamtausgabe der letzten Hand. Erstes Bändchen*, Reprint Dortmund: Die bibliophilen Taschenbücher 1979, S. 120.

6. Vgl. ebd., S. 121

7. Ebd. Vgl. auch Albrecht Koschorke: »Alphabetisation und Empfindsamkeit«, in: Hans-Jürgen Schings (Hg.), *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992*, Stuttgart, Weimar: Metzler 1994, S. 605–628, hier S. 608f.

Verbindung von Schriftlichkeit und Menschlichkeit, wie sie Mendelssohn skizziert, in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts formiert (und reflektiert) wird. Inwiefern sich diese Bezüge unter den Bedingungen der Photographie verschieben, ist notwendiger Zwischenschritt zu den abschließenden Überlegungen, die sich auf das Verhältnis von Schriftkritik und ›Medien‹-Kritik zu Beginn des 21. Jahrhunderts beziehen.

### Buchstaben für Körper

Prominentes Beispiel einer literarischen Formierung von Menschlichkeit ist der ›psychologische Roman‹ *Anton Reiser* von Karl Philipp Moritz. Bekanntermaßen besetzt dieser Roman eine Systemstelle im Verhältnis von Literatur und Menschenkunde, da die Lebensgeschichte des Anton Reiser sowohl als literarisches ›Sujet‹ (mit deutlich intendierter Referenz auf die Biographie des Autors) als auch als wissenschaftliches ›Objet‹ des *Magazins für Erfahrungsseelenkunde* fungierte. In der Vorrede wird dieses Wechselverhältnis manifest: »Dieser psychologische Roman könnte auch allenfalls eine Biographie genannt werden, weil die Beobachtungen größtenteils aus dem wirklichen Leben genommen sind.«<sup>8</sup> Anspruch ist es, »die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf den Menschen selbst« zu heften, um ihm »sein individuelles Dasein wichtiger zu machen.«<sup>9</sup> Diese Wendung der Literatur ins Biographische und die damit einhergehende Verschränkung von ›empirischer Psychologie‹ und Literatur kann als repräsentativ für die ›Sattelzeit‹, für die Wende zum 19. Jahrhundert angesehen werden, da sich in dieser Zeit literarische Texte vermehrt der Erkundung des Menschlichen verschreiben und gleichzeitig diese Texte als menschenkundliches Material dienen.<sup>10</sup> Doch kann hier nicht nur von einer Wendung der Literatur ins Biographische gesprochen werden, sondern auch umgekehrt, von einer Wendung des Biographischen ins Schriftliche: Zurecht ist darauf hingewiesen worden, daß es sich bei Anton Reisers Biogra-

8. Karl Philipp Moritz: *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman*, in: ders., *Werke. Erster Band Autobiographische und poetische Schriften*, hg. von Horst Günter, Frankfurt/Main: Insel 1981, S. 33–399, hier S. 36.

9. Ebd.

10. A. Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr* (Anm. 3), S. 9; zu Karl Philipp Moritz vgl. Martina Wagner-Egelhaaf: *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*, Stuttgart, Weimar: Metzler 1997, S. 327–406.

phie um eine Bibliographie handelt.<sup>11</sup> Die Stationen von Reisers Leben sind durch Lektüren markiert, und signifikanterweise stehen am Anfang dieser Biobibliographie von Reiser zwei Bücher, eine Anweisung zum Buchstabieren und eine Abhandlung gegen das Buchstabieren. Erstere zeichnet sich durch »größtenteils schwere biblische Namen, als: Nebukadnezar, Abednego, usw.« aus, von denen Reiser »keinen Schatten einer Vorstellung haben konnte« und die sich nur durch Buchstabieren erschließen lassen.<sup>12</sup> Gegen diese vorstellungsfreie und, wie es im Roman heißt, zunächst sehr langsame Buchstabiermethode richtete sich das zweite Buch, das der Vater dem Sohn zu Beginn von dessen literaler Karriere überreicht: Sie optiert für die sogenannte Lautiermethode, die sich als Lehranweisung auf »die Hervorbringung der einzelnen Laute durch die Sprachwerkzeuge«<sup>13</sup> konzentriert und die Schädlichkeit der am Graphischen orientierten Buchstabiermethode behauptet.<sup>14</sup> Auch Karl Philipp Moritz' eigenes ABC-Buch ist am Gehör orientiert, es stellt der »visuellen Kombinatorik« des Lesenlernens in den Fabeln das Hören zur Seite<sup>15</sup> – »Was ich mit dem Auge lese, das kann ich auch mit dem Ohre hören.«<sup>16</sup> Neben dem performativen Einsatz der Fabeln – »Jetzt lese ich laut. Und höre mit den Ohren, was ich lese.«<sup>17</sup> – sucht Moritz unter Verwendung von farbigen Kupfern, »den materiellen Akt des Lesens und die Bedeutung des Gelesenen, mit allen didaktischen Mitteln, zusammenzuspannen.«<sup>18</sup> Letztlich aber können alle didaktischen Mittel die Kluft zwischen dem materiellen Akt des Lesens und der Bedeutung des Gelesenen nicht schließen. Sie bildet den ›Ursprung‹ des literalen Subjekts, denn erst der Durchgang durch die einzelnen Buchstaben erweckt das Begehren zu

11. Walter Gartler: »Verdrängung«. Zur Topographie einer »kleinen Ökonomie« in Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*«, in: ders., *Unglückliche Bücher oder die Marginalität des Realen. Eine Untersuchung im Vorfeld des deutschen Idealismus*, Wien: Turia + Kant 1988, S. 59–138, hier S. 104.

12. K.Ph. Moritz: *Anton Reiser* (Anm. 8), S. 42.

13. Vgl. ebd., S. 43.

14. Vgl. zum »Aufschreibesystem 1800«, insbesondere zur Lautiermethode und ihren geschlechterdifferenten Implikationen: Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800 – 1900*, München: Fink <sup>3</sup>1995, S. 35–68.

15. M. Wagner-Egelhaaf: *Die Melancholie der Literatur* (Anm. 10), S. 358.

16. Karl Philipp Moritz: *Neues ABC-Buch*, Faksimile der Ausgabe von 1794 mit den kolorierten Illustrationen von Peter Haas, Frankfurt/Main: Insel 1980, S. 9.

17. Vgl. ebd.

18. M. Wagner-Egelhaaf: *Die Melancholie der Literatur* (Anm. 10), S. 358.

lesen: Anton Reisers Begeisterung für das Lesen entflammt in dem Moment, in dem er »merkte, daß wirklich vernünftige Ideen durch die zusammengesetzten Buchstaben ausgedrückt waren«. <sup>19</sup> Das Objekt des Begehrens ist somit die Überwindung des Signifikanten in der verstehenden Lektüre und an der Tücke des Objekts hat Reiser im Laufe des Romans dauerhaft zu leiden. <sup>20</sup> War in *Campes Neuem Abezebuch* Schreiben und Lesen dasjenige probate Mittel den Trennungsschmerz zu heilen, so erscheint das Lesen im *Reiser* als die paradiesische Möglichkeit *par excellence*, sowohl äußere als auch innere Mangelzustände vergessen zu machen: »Durch das Lesen war ihm nun auf einmal eine neue Welt eröffnet, in deren Genuß er sich für alle das Unangenehme in seiner wirklichen Welt einigermaßen entschädigen konnte.« <sup>21</sup> Doch verhindern diese Supplemente eines ›verhinderten‹ Lebens selbst wieder die Eingliederung in den bürgerlichen Arbeitsalltag, Reisers Wesen erscheint ›verstimmt‹ <sup>22</sup>, durch das ›lebendige Wort‹ der Literatur verführt. Der von Michel de Certeau behauptete strukturelle Effekt des Schriftdispositivs der Neuzeit, nämlich die Entstehung des »lebendigen Worts«, das einerseits – politisch verdächtig – als »verführerisch oder gefährlich« unterdrückt werden muß, und das andererseits als »Gegenstand der Sehnsucht, der Kontrolle und der gewaltigen Kampagne, bei der es mit Hilfe der Schule in der Schrift reartikuliert wird« <sup>23</sup>, etabliert wird, findet hier seine literarische Figurierung.

Doch das Konzept des ›lebendigen Wortes‹ erweist seine Wirkmächtigkeit insbesondere am ›schwachen Geschlecht‹, an weiblichen Figuren, die das Literaturdispositiv des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert produziert: Zum einen erscheinen Leserinnen, die zunächst widerstrebend dann aber doch ›begeistert‹ einsam d. h. konzentriert und körperfern der unschuldigen Lektüre im bürgerlichen Interieur frönen. Diesen stehen die höfischen Damen gegenüber, deren Zerstreung mit der Inszenierung der »Oberflächenschönheit des weibliche Körpers« und dessen Sexualisierung im höfischen Raum einhergeht. Beide, die sexualisierte Körperoberfläche dieser ›Tänzerinnen‹ als auch die verstehende innerliche (Seelen-)Tiefe der ›Leserinnen‹, erweisen sich in ihrer komplementären

19. K.Ph. Moritz: *Anton Reiser* (Anm. 8), S. 42.

20. M. Wagner-Egelhaaf: *Die Melancholie der Literatur* (Anm. 10), S. 357.

21. K.Ph. Moritz: *Anton Reiser* (Anm. 8), S. 43.

22. Vgl. ebd., S. 75: »Aber Antons Seele war durch seine romanhaften Ideen einmal zu diesem Takt verstimmt.«

23. Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve 1988, S. 242.

tären Konstruktion als *Effekt des Schriftdispositivs*.<sup>24</sup> Daß diese Differenzierung im Zuge ihrer Einsetzung immer schon bedroht erscheint, erweist sich auch durch die Notwendigkeit von Lesediätetiken speziell für Leserinnen<sup>25</sup>, zeitigt doch fehlgeleitete, exzessive oder gar verbotene Lektüre körperliche Symptome, die gerade jene Körperoberfläche erotisiert ins Spiel bringt, die durch Innerlichkeit transzendiert werden sollte.<sup>26</sup> Und so erscheint die dem höfischen Raum zugeschriebene Körperrhetorik, in ihrem strategischen und oberflächlich sexualisierten Einsatz, als notwendig konstitutives Außen einer bürgerlich durchalphabetisierten Ordnung des Wissens.

Im Rahmen der Durchalphabetisierung des Wissens erscheinen aber auch ABC-Bücher, die nicht nur das Lesen selbst, sondern auch das Bild des Menschen zu lesen lehren.<sup>27</sup> Unter ihnen ist ein *ABC Buch einer sich zu Meinungen ereigneten merkwürdigen Schwangerschaft, zum Unterrichts besser lesen zu lernen in Frag und Antwort gestellet von Scmndspltqrfgx* aus dem Jahr 1781. Dem Aufbau und der Vorrede nach eine Leseschule – »Es ist dieses ABC Buch nicht vor solche gedruckt worden, die schon gut lesen können, sondern nur für diejenigen, die es entweder nicht recht gelernt, oder schon wiederum vergessen haben«<sup>28</sup> – erweist sie sich als medizinische Streitschrift. Insbesondere die Ungenauigkeit der Ärzte bei der Anatomie

24. A. Koschorke: »Alphabetisation und Empfindsamkeit« (Anm. 7), S. 615. Diese Gegenüberstellung wird in Arbeiten, die der Systemtheorie verpflichtet sind, als Ablösungsmodell verstanden, im Sinne einer Ersetzung der subsidiären Funktion der literalen Kommunikation durch die substitutive, vgl. ebd. S. 606 oder Robert Vellusig: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*, Köln, Wien, Weimar: Böhlau 2000, S. 7–25, somit wird Datierungsgeschichte geschrieben ohne zu beachten, daß historische Differenzen sich ihre eigenen Begrifflichkeiten bilden. Vgl. de Certeau: *Kunst des Handelns* (Anm. 23), S. 244.

25. Vgl. Günter Häntzschel: »Für ›fromme, reine und stille Seelen«. Literarischer Markt und ›weibliche‹ Kultur im 19. Jahrhundert«, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), *Deutsche Literatur von Frauen*, Bd. 2: 19. und 20. Jahrhundert, München: Beck 1988, S. 119–128, hier S. 126.

26. Hinzuzufügen wäre dem noch, daß die (literarische) Figur des Verführers zumeist schriftlich, d. h. in Briefen, zu Werke geht.

27. So zum Beispiel anonym *ABC Buch für Große Kinder. Erste Lieferung A – H. Zweite Lieferung I – Z*, Germanien: o. A. 1796, das aus aufklärerischer Perspektive satirisch die politische und gesellschaftliche Situation ›Germaniens‹ durchbuchstabiert.

28. *ABC Buch einer sich zu Meinungen ereigneten merkwürdigen Schwangerschaft, zum Unterrichts besser lesen zu lernen in Frag und Antwort gestellet von Scmndspltqrfgx*, o. A. 1781, S. 4.

sierung der Leiche bringt den unaussprechlichen Autor<sup>29</sup> dieser Schrift auf: Unter *I* und *L* steht zu lesen: »Da dieses so ein merkwürdiger Fall war, warum haben solchen die Aerzte bei der Leichenöffnung nicht genauer untersucht, wie von verschiedenen gelehrten Zeitungs- und Bibliothekenverfassern verlangt worden ist?«<sup>30</sup>, »Warum wäre dieses nicht möglich gewesen, da sie einmal die Leiche geöffnet und untersucht haben; sind dann diese Leute gar zu schwach und unwissend?«<sup>31</sup> Akribisch wird die Krankengeschichte der Ärzte *seziert*, mit Seitenangaben zitiert und mit Hinweisen auf die Funktion der Nabelschnur, dem Zustand von Gebärmutter und Nachgeburt beantwortet. Die Metaphorisierung der analytischen Vorgehensweise in der Verknüpfung von Schriftlichkeit und Anatomie produziert die Wahl der Form, das ABC-Buch. Die Adresse dieses ABC-Buches sind die Ärzte, die ›nicht recht lesen gelernt‹ bzw. selbiges ›wiederum vergessen‹ haben. Und dieses Lesenlernen zielt auf den menschlichen Körper, seine Einzelbestandteile erscheinen damit dem Alphabet unterlegt, der Leichnam erweist sich so als alphabetisierter Körper, in seine Einzelteile zerlegbar. Die Kombination der Symptome ergibt, für den, der ›recht lesen gelernt hat‹, einen fortlaufenden Text i.e. den Befund. Die literale Zerstückelung des Körpers, die hier in der Verschränkung von ABC-Buch und Diagnostik des Körpers vorgeführt wird, impliziert in letzter Konsequenz eine Kombinatorik des Körperlichen. Diese »Kombinatorik der Organe« aber prägt die Wissensordnung des 18. Jahrhunderts<sup>32</sup> gleichermaßen wie die Debatten um die photographische bzw. filmische Konstruktion des Körpers zu Beginn des 20. Jahrhunderts.<sup>33</sup>

29. Er bietet seinen Namen als Buchstabierübung an und rät dem Leser »nach Belieben Vokale zwischen die Consonanten zu setzen«, vgl. ebd., S. 3.

30. Vgl. ebd., S. 5.

31. Vgl. ebd.

32. François Jacob: *Die Logik des Lebenden von der Urzeugung zum genetischen Code*, Frankfurt/Main: Fischer 1972, S. 96.

33. Zur Verbindung von Großaufnahme und anatomischer Zerstückelung des Körpers vgl. Irmela Schneider: »Anthropologische Kränkungen – Zum Zusammenhang von Medialität und Körperlichkeit in Mediendiskursen«, in: Barbara Becker/Irmela Schneider (Hg.), *Was vom Körper übrig bleibt. Körperlichkeit – Identität – Medien*, Frankfurt/Main, New York: Campus 2000, S. 13–39, hier S. 22ff. Zur Koppelung von Photographie und Buchstäblichkeit des Körpers zu Beginn des 20. Jahrhunderts vgl. auch die Texte zur Ausstellung *Der anagrammatische Körper* des Zentrums für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe: »Die Organe des Körpers als Buchstaben: Vereinzeln. Den Körper als Schrift lesen«, [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$176](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$176) vom 7.5.2001.

## Körper für Buchstaben

Gottfried Kellers *Sinngedicht*, 1881 publiziert, setzt mit der Lebenskrise eines jungen Wissenschaftlers namens Reinhart ein, die sich nicht dem Trennungsschmerz, sondern dem Augenschmerz verdankt. Hatte er sich diesen doch angelegentlich seiner »Erkundung des Stofflichen und Sinnlichen«<sup>34</sup> im Labor beim Schreiben »von Zahlen auf Zahlen«<sup>35</sup> zugezogen. Die Hinwendung zur Wissenschaft ließ ihn »das Menschenleben fast vergessen«<sup>36</sup> und er fühlte sich nur noch »klug und froh, wenn er bei seiner Arbeit das große Schauspiel mit genoß, welches den unendlichen Reichtum der Erscheinungen unaufhaltsam auf eine einfachste Einheit zurückzuführen scheint, wo es heißt, im Anfang war die Kraft, oder so was.«<sup>37</sup> Trotz dieses ziemlich despektierlichen Faustzitats nähert sich Reinhart den »halbvergessenen menschlichen Dingen« über *das* Medium des Menschlichen, wie es im ausgehenden 18. Jahrhundert etabliert wurde: die Literatur. Vom Labor eilt er in die Bodenkammer, »wo er in Schränken eine verwahrloste Menge von Büchern stehen hatte« und greift sich die Lachmannsche Lessingausgabe (»Komm, tapferer Lessing!«).<sup>38</sup> In dieser findet er ein Sinngedicht Friedrich von Logaus<sup>39</sup>, das ihm – wie es heißt – ein »köstliches Experiment« vor Augen führt: »Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.« Mit dieser »artige[n] Vorschrift« bewaffnet, macht er sich auf den Weg, »entschlossen, nicht zurückzukehren, bis ihm der lockende Versuch gelungen.«<sup>40</sup> Die Abwendung von den Zahlen und die Hinwendung zum Wort, zu Logau mittels Lessing, kann nicht als Abwendung von der Naturwissenschaft gelesen werden, gerät der Roman doch selbst zum ›biochemischen‹ Experiment: Herr Reinhart küßt unter verschiedenen Rahmenbedingungen solange diverse Weibspersonen bis endlich eine, Lucia, die vorgeschriebene Reaktion zeigt.

Gottfried Keller datiert seinen Roman etwa 25 Jahre zurück,

34. Gottfried Keller: *Das Sinngedicht*, in: ders., *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 7, hg. von Walter Morgenthaler u. a., Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld, Zürich: Neue Zürcher Zeitung 1998, S. 7–329, hier S. 11.

35. Vgl. ebd., S. 10.

36. Vgl. ebd., S. 11.

37. Vgl. ebd., S. 11f.

38. Vgl. ebd., S. 12.

39. Lessing hat diese 1759 zusammen mit Ramler herausgegeben und eine Vorrede »mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters« verfaßt.

40. G. Keller: *Das Sinngedicht* (Anm. 34), S. 13.

auf den Zeitpunkt, – wie es halb ironisch heißt – an dem »die Naturwissenschaften eben wieder auf einem höchsten Gipfel standen, obgleich das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl noch nicht bekannt war«<sup>41</sup>, also ungefähr auf das Jahr 1856.<sup>42</sup> Somit werden mit dem Bezug auf eine literale Anthropologie, für die der Autornamen Lesung hier einsteht, Wissensordnungen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts aufgenommen, um sie dann ›ins Moderne gewendet‹ zu präsentieren. Zwei Oppositionen strukturieren den Einsatz der Erzählung: erstens Anatomie versus Physiologie, zweitens Einzelbuchstabe versus gesprochenes Wort. Erstere wird über die Laborbeschreibung des ›jungen Doktor Fausten‹ etabliert. Die Anatomisierung des menschlichen Körpers wird als verstaubtes Relikt einer vergangenen Zeit inszeniert, räumlich gefaßt als Naturalienkabinett mit ausgestopften Tieren und dem »übliche[n] Menschengesicht« in der dunklen Ecke.<sup>43</sup> Hier ist eine Motivation des Faust-Zitats aufzusuchen, ist diese moderne Wissenschaftsfigur doch situiert zwischen Spätmittelalter und Renaissance, an den (retrospektiv fiktiven) Zeitpunkt gesetzt, in dem das menschliche Körperbild über die anatomische Zerlegung formiert und im Nexus der gelehrten Diskurse plazierte wurde.<sup>44</sup> Im Gegensatz zu menschlichem Skelett und »ausgestopftem Monstrum« finden sich in Herrn Reinharts sonnen-durchfluteter »Studierstube«, neben »feinen Spirituslampe[n] und leichten Glasröhre[n]« sowie einer Reihe von »weiß und appetitlich« aussehenden Tier- und Menschenschädeln, ein »in einem Glase« »bescheiden« hockender »lebendiger Frosch«,<sup>45</sup> der das Studium des lebenden Organismus, die Hinwendung zur Physiologie im 19. Jahrhundert wie kein zweiter erleiden mußte. Das spöttische ›Am Anfang war die Kraft, oder so was‹ ist auch in diesem Kontext zu lesen. Ist es doch der Experimentalwissenschaft nicht darum zu tun, nach den wissenschaftlich unzugänglichen ersten Ursachen zu fragen (wie z. B. der Lebenskraft), sondern die Lebensprozesse selbst zu steuern und zu kontrollieren.<sup>46</sup> Claude Bernard formuliert in seiner Einführung in das Studium der experimentellen Medizin von 1865 apodiktisch: »Das ganze Problem der Experimentalfor-

41. Vgl. ebd., S. 10.

42. Darwins *On the Origin of Species by Means of Natural Selection* erschien 1859.

43. G. Keller: *Das Sinngedicht* (Anm. 34), S. 10.

44. Jonathan Sawday: *The Body Emblazoned. Dissection and the Human Body in Renaissance Culture*, London, New York: Routledge 1995, 39–40.

45. G. Keller: *Das Sinngedicht* (Anm. 34), S. 10.

46. Vgl. auch den Beitrag von Simon Ruf in diesem Band.

schung reduziert sich auf: Vorhersage und Lenkung der Vorgänge.«<sup>47</sup>

In der zweiten Opposition von Buchstabe und Wort ist die Anatomisierung des menschlichen Körpers impliziert. Das gesprochene Wort als orales und auditives Lustszenario des Wohllauts ist unmittelbar an die menschliche Gestalt »und zwar nicht in ihren zerlegbaren Bestandteilen, sondern als Ganzes, wie sie schön und lieblich anzusehen ist und wohllautende Worte hören läßt«,<sup>48</sup> gebunden. Das Verständnis des Menschlichen erscheint in der Kopplung von (gesprochenem) Wort und Körperganzem. Sowohl die anatomische Zerlegung des Körpers als auch die Zerlegung des Wortes in seine einzelnen graphischen Bestandteile, das mühevoll Entziffern des einzelnen Wortes, kann dieses Verstehen nicht leisten. Zwei zunächst unverbundene Herangehensweisen, materielle Fragmentarisierung und ganzheitliches Selbst-Verständnis, prägen den Umgang mit Körper und Schrift – so insinuiert Keller – gleichermaßen. Somit werden aber auch verstehende Lektüre und das Bild des ganzen Menschen sowie die Entzifferung der einzelnen Buchstaben mit der anatomischen Zerlegung der menschlichen Gestalt eingeführt. Damit sich aber die Lücke zwischen diesen beiden Herangehensweisen schließt, das Paar sich findet und die schmerzenden Augen geheilt werden können, muß die romantische Tradition des Erzählens, die schöne Gestalt und das wohltönende Wort, privilegiert werden, nur das ›Sinngedicht‹ in Gestalt Lucias kann die schmerzenden Augen heilen.

Für den Umgang mit der Schrift kann die oben angesprochene Lücke bzw. Kluft insofern behauptet werden, als »die grundlegende Trennung zwischen der artistischen Technik des Entzifferns und dem Schritt des verstehenden Lesens« den Leseunterricht des 19. Jahrhunderts prägt.<sup>49</sup> An dieser Trennung setzt die physiologische Leseforschung an, indem sie die Funktion des Auges in den Mittelpunkt ihrer Forschungen rückt. Somit läßt sich auch der Augenschmerz des modernen Doktor Fausten auf den Lesevorgang selbst beziehen, wird sich doch zunehmend um das Augenlicht der ABC-Schützen gesorgt<sup>50</sup>, da so Emile Javal – Ingenieur, Ophthalmo-

47. Claude Bernard: *Einführung in das Studium der experimentellen Medizin*, biograph. eingef. u. komm. von Karl E. Rothschuh, Leipzig: Barth 1961, S. 89.

48. G. Keller: *Das Sinngedicht* (Anm. 34), S. 12.

49. Bettina Rommel: »Zur Psychophysiologie der Buchstaben«, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeifer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 310–325, hier S. 313.

50. Auch bei Karl Philipp Moritz' ABC-Buch wird sich um das Augenlicht

loge und Übersetzer Helmholtz' – in seiner *Physiologie des Lesens und des Schreibens* von 1905, »im Falle eines Krieges, besonders beim Schießen auf große Entfernung, der Zustand der Augen der Soldaten nicht ohne Wichtigkeit ist«<sup>51</sup>.

Ein pädagogisches Mittel aber, um der Unverbundenheit von Letternerkennung und verstehendem Lesen zu begegnen, war vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo die Leseforschung proliferierte, die Tradition der manieristischen Menschenalphabeten<sup>52</sup>, die nicht der Pädagogik sondern dem Eros huldigten, wieder aufzunehmen. Und so bevölkern menschliche Buchstaben in grotesker jedoch keuscher Gymnastik die ABC-Fibeln. Zum Zwecke des besseren Memorierens und Repetierens der alphabetischen Litanei werden den Körpern graphische Erkennungsmuster eingepägt. Doch diese buchstäblichen Körper heben – im Gegensatz zur physiologischen Leseforschung – nicht etwa diese Lücke auf: »Im Gegenteil, sie materialisier[en] gleichsam die nach wie vor geltende Unverbundenheit von Letternerkennung und spontaner Lektüre.«<sup>53</sup> An dieser Trennung setzen dann auch Benjamins Überlegungen zum »Wort- und Letternfasching«<sup>54</sup> illustrierter Fibeln ein, die den Buchstaben selbst zum Gegenstand der Lektüre machen.<sup>55</sup> Auf der einen Seite überwindet der »Biomorphismus der Lettern« »den Abgrund zwischen Sache und Zeichen trickhaft«<sup>56</sup>, indem er das zu-

gesorgt, jedoch nicht um des Kriegseinsatzes sondern um des Lesens selbst willen: »Ich muß beim lesen nicht zu dichte auf das Buch sehen, weil man sich die Augen damit verdirbet. Und zum Lesen sind gute Augen nöthig« (K.Ph. Moritz: *Neues ABC Buch* [Anm. 16], S. 8).

51. Emile Javal: *Physiologie des Lesens und des Schreibens*, Leipzig 1907, S. 262; zit. nach B. Rommel: »Zur Psychophysikologie der Buchstaben« (Anm. 49), S. 316. Javal selbst erblindete aufgrund jahrelanger Selbstversuche, sein Grundlagenwerk der französischen Leseforschung mußte er diktieren. Vgl. B. Rommel: »Zur Psychophysikologie der Buchstaben« (Anm. 49), S. 318.

52. Vgl. Oswald Erich: »Alphabet«, in: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*, Bd. 1, hg. von Otto Schmidt, Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1937, S. 403–411.

53. Vgl. B. Rommel: »Zur Psychophysikologie der Buchstaben« (Anm. 49), S. 313.

54. Walter Benjamin: »Aussicht ins Kinderbuch«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 609–615, hier S. 611.

55. Siehe hierzu Nicolas Pethes: *Mnemographie. Poetiken der Erinnerung und Destruktion nach Walter Benjamin*, Tübingen: Niemeyer 1999, S. 146f.

56. Walter Benjamin: »Chichleuchlauchra. Zu einer Fibel«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. III, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 267–272, hier 269.

treffende Wort evoziert, auf der anderen Seite entsteht, indem das Schreiben ins Zeichnen umschlägt, eine »bilderschriftartige Kombination allegorischer Gegenstände«<sup>57</sup>, die eine »sprunghaft neue Beziehung«<sup>58</sup> über die semantische Orientierung der Schrift an ihrer bildlichen Form herstellt. Die Koppelung synästhetischer Wahrnehmung an den einzelnen Buchstaben durch die Fibeln ist – Benjamin entsprechend – von Bettina Rommel überzeugend an die symbolistischen Sprachauffassung gebunden worden, impliziert sie doch »eine Annäherung des Graphischen an Körperlichkeit und Räumlichkeit«.<sup>59</sup> Diese Annäherung wird 1926 eindrücklich in einem ›poetischen‹ ABC realisiert. Vítězslav Nezvals *ABECEDA*-Gedicht, das ›Form, Laut und Funktion‹ der Buchstaben zum Gegenstand hat, wird 1926 von Milča Mayerová in eine Bewegungskomposition umgesetzt, die Karl Pasma fotografiert und Karel Teige in – wie er es nennt – Typofotos umsetzt (Abb. 1, S. 429). Anspruch ist es, ein »Alphabet für alle Sinne« zu gestalten, das, wie Nezval in seinen Erinnerungen schreibt, »keine Welt erfinden wollte, sondern diese Welt menschlich gestalten wollte, das heißt so, daß sie ein lebendes Gedicht sei.«<sup>60</sup> Die Gestaltung dieses lebenden ABC-Gedichts bedient sich aber der Photographie. Auf diese hier hinterrücks eingeführte Mediendifferenz wird im folgenden einzugehen sein. Die tänzerische Umsetzung von Milča Mayerová aber verweist in zweifacher Hinsicht auf Formationen der Schriftkultur, als sie zum einen die eben erwähnten Menschenalphabete zitiert, die nicht als »Wortbildungselemente« dienen und »keinen Klartext« konstituieren, da – auch ob der Erotik – »ihre Materialität sich in arabesken Bewegungen verselbständigt«.<sup>61</sup> Zum anderen aber verweist diese Choreographie, die eine extreme Beweglichkeit des Körpers voraussetzt, gerade in ihrer photographischen Inszenierung auf das Krankheitsbild der Hysterie (Abb. 2, S. 430). Ganz im Sinne des ›lebenden Gedichts‹ kollabiert die für das ausgehende 18. Jahrhundert eingeführte Differenz von Leserin und Tänzerin, von verstehender Tiefe und

57. Walter Benjamin: »Alte vergessene Kinderbücher«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. III, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 14–22, hier S. 18.

58. Vgl. ebd., S. 16.

59. N. Pethes: *Mnemographie* (Anm. 55), S. 147.

60. Vítězslav Nezval: *ABECEDA*, Taneční komposice: Milča Mayerová, Prag 1926, Reprint Prag: TORST 1993, Beiblatt.

61. Ina Schabert: »Das Doppelleben der Menschenbuchstaben«, in: Susi Kotzinger/Gabriele Rippl (Hg.), *Zeichen zwischen Klartext und Arabeske. Konferenz des Konstanzer Graduiertenkollegs ›Theorie der Literatur‹, veranstaltet im Oktober 1992*, Amsterdam, Atlanta: Rodopi 1994, S. 95–106, hier S. 100.

erotisierter Körperoberfläche in einem Biomorphismus der Letter: der ekstatische Tanz der Hysterika verspricht, ästhetisch kodiert, die Arbitrarität des Zeichensystems Schrift aufzuheben.<sup>62</sup>

### Der Einsatz der Photographie

Die Zerlegung der menschlichen Gestalt, die pathologische Anatomie, ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts an ihre Grenzen gekommen. Insbesondere von der gerade erwähnten Hysterie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann gesagt werden, daß ein Befund nicht mehr über spezifisch anatomische Kennzeichen dingfest gemacht werden kann. Dieser Leerstelle entspricht das Fehlen eines organischen Körperbildes<sup>63</sup>, das die Krankheit lokalisiert und visualisiert. Und hier setzt die Photographie an, erlaubt doch das photographische Bild des Körpers einen Befund.

Gegen die zirkuläre Definition der Hysterie von Pierre Briquet (1859), die Hysterie sei eine proteische Krankheit, die sich »in tausend Formen zeigt und [die] man in keiner fassen kann«<sup>64</sup>, setzt Charcot das »eiserne Gesetz« seines großen hysterischen Anfalls. Dieses wendet sich von der anatomischen Tiefendimension des Leichnams ab und dem lebenden Körper zu, genauer gesagt, der Körperoberfläche. Im Zentrum dieser benennenden Ordnung steht Charcots photographisches Atelier, um mit Benjamin zu sprechen, »Thronsaal und Folterkammer«<sup>65</sup> zugleich, in dem nicht zuletzt, wie es Albert Londe in seiner *photographie médicale* beschreibt, ein Eisengalgen, »von der selben Art jener, die zum Aufhängen dient« zum Einsatz kam, um diejenigen Kranken, »die weder gehen noch sich aufrechterhalten können, aufzuhängen« und für die Photographie

62. Marianne Schuller: »Hysterie als Artefaktum. Zum literarischen und visuellen Archiv der Hysterie um 1900«, in: dies., *Im Unterschied: Lesen, Korrespondieren, Adressieren*, Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik 1990, S. 81–94, hier S. 92.

63. Karin Dahlke: »Spiegeltheater, organisch. Ein Echo auf Charcots Erfindung der Hysterie«, in: Marianne Schuller/Claudia Reiche/Gunnar Schmidt (Hg.), *BildKörper. Verwandlungen des Menschen zwischen Medium und Medizin*, Hamburg: Lit 1998, S. 213–242, hier S. 222.

64. Pierre Briquet: *Traité clinique et thérapeutique de l'hysterie*, Paris: Baillière 1859, S. 5; zit. nach Georges Didi-Huberman: *Erfindung der Hysterie*, München: Fink 1997, S. 35.

65. Walter Benjamin: »Kleine Geschichte der Photographie«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1977, S. 368–385, hier S. 375.

›hinzurichten.«<sup>66</sup> Wie diese zugespitzte Formulierung nahelegt, scheint zum einen die Grundvoraussetzung der anatomischen Methode, wie sie Michel Foucault in bezug auf Bichat herausgearbeitet hat, nämlich daß der Tod »der Spiegel ist, in dem das Wissen das Leben betrachtet«<sup>67</sup>, auf die Photographie verschoben. Insofern herrscht auch bei Charcot jenes »absolute Auge« der Medizin des 19. Jahrhunderts, »welches das Leben zur Leiche erstarren läßt«,<sup>68</sup> was auch dessen Beschreibung der Salpêtrière als »reich ausgestattetes, lebendes pathologisches Museum«<sup>69</sup> formuliert. Zum anderen aber entspricht Charcots Vorgehen, die Krankheit zu reproduzieren und vorzuführen, der experimentellen Methode der Physiologie, als diese aktiv die Vorgänge in ihrer Naturgesetzlichkeit hervorbringt, aber unter spezifischen, in der Natur oft nicht vorkommenden Bedingungen. So erweist sich denn auch die Salpêtrière weniger als Klinik denn als Labor, geht es Charcot doch nicht vorrangig darum, die Hysterikerinnen zu heilen. Claude Bernard aber weist dem Menschen, der sich der Experimentalwissenschaften bedient, den Status eines »wahren Gegen-Machthaber[s] der Schöpfung«<sup>70</sup> zu. Auch Charcot wurde ein Part im Schöpfungsmythos zugeschrieben, Freud fühlt sich an den »Mythus von Adam«<sup>71</sup> erinnert. Als Apparat des »sprechenden Blicks«, bei dem die »photographische Platte« nach Londe »die wahre Netzhaut des Gelehrten« bildet, gibt die Photographie Charcot genau jenes zu sehen, was dem anatomischen Blick in das Innere des Leichnams verwehrt bleibt. Sehen und Benennen fallen im Paradies der Salpêtrière in eins. Die Photographie verspricht also, »die Erkenntnismöglichkeiten der Schrift [zu] übersteigen«<sup>72</sup>, womit der altbekannte Topos des photographischen ›Pencil of Nature‹ aufgerufen erscheint: »Malstift, Pinsel und Photographie

66. Albert Londe: *La photographie médicale. Application aux sciences médicales et physiologiques*, Vorwort von Jean-Martin Charcot, Paris: Gauthier-Villars 1893, S. 15; zit. nach: G. Didi-Huberman: *Erfindung der Hysterie* (Anm. 64), S. 318.

67. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, Frankfurt/Main: Fischer 1988, S. 160.

68. Vgl. ebd., S. 180.

69. Jean-Martin Charcot: *Neue Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems, insbesondere über Hysterie*, autor. dt. Ausgabe von S. Freud, Leipzig, Wien: Toeplitz & Deuticke 1890, S. 3, zit. nach: Didi-Huberman: *Erfindung der Hysterie* (Anm. 64), S. 313.

70. C. Bernard: *Einführung* (Anm. 47), S. 27.

71. Sigmund Freud: »Charcot«, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1, Frankfurt/Main: Fischer 1999, S. 21–35, hier S. 22, 23.

72. M. Schuller: »Hysterie als Artefaktum« (Anm. 62), S. 87.

mußten zur Notation aller jener Körperhaltungen und physiognomischen Differenzen der Schrift zu Hilfe kommen, die längst nicht mehr alle sichtbaren Effekte jener befremdlichen und grausamen Krankheit festhalten kann.«<sup>73</sup>

Das synoptische Tableau des hysterischen Anfalls<sup>74</sup>, von Paul Richer (nicht nur Mitarbeiter Charcots, sondern auch Leiter der Pariser Ecole des Beaux Arts) erstellt, ruht zwar auf der photographischen Ikonographie der Salpêtrière auf, bedient sich aber des oben zitierten Malstifts, wenn die einzelnen Aufnahmen in eine systematische, synoptische Abfolge gebracht werden. Von nun an sollte jedwede hysterische Symptomatik auf diese ›Urschrift‹ zurückgelesen werden. Die vier Phasen des Anfalls von epileptoid über clownesk und leidenschaftlich bis delirant sind über Buchstaben systematisiert, von A bis L, denen jeweils eine typische Pose zugeordnet ist, wobei bis zu sieben und mehr Variablen möglich sind (das Tableau ist somit nach unten offen). Trotz dieser Beweglichkeit des Schemas ist keine historische Variabilität der einzelnen Zeichen impliziert, vielmehr werden darüber bildliche Darstellungen von Körpern des 13. wie des 17. Jahrhunderts gleichermaßen als hysterisch klassifizierbar.<sup>75</sup> Sie werden immer schon Hysteriker gewesen sein; Hysterie ist somit »allerorten und zu allen Zeiten die nämliche«<sup>76</sup>. Konsequentermaßen ist dieses Tableau für beide Geschlechter gleichermaßen gültig, wobei dieser Anspruch allein über weibliche Körperbilder ins Bild gesetzt wird und Charcot in seiner Analyse der männlichen Hysterie den Geschlechterstereotypen des 19. Jahrhunderts verhaftet bleibt.<sup>77</sup>

Stellt sich noch einmal die Frage nach dem Verhältnis von Schrift und Photographie in bezug auf das Bild des Menschen. Wal-

73. Jean-Martin Charcot/Paul Richer: *Die Besessenen in der Kunst*, hg. von Manfred Schneider, Göttingen: Steidl 1988, S. 11f.

74. Siehe auch die Abbildung in Didi-Huberman: *Erfindung der Hysterie* (Anm. 64), S. 132f.

75. Vgl. J.-M. Charcot/P. Richer: *Die Besessenen in der Kunst* (Anm. 73), S. 5ff.

76. S. Freud: »Charcot« (Anm. 71), S. 33.

77. Vgl. u.a.: Jan Goldstein: »The User of Male Hysteria: Medical and Literary Discourse in Nineteenth-Century France«, *Representations* 34 (1991), S. 134–165, hier S. 152ff., sowie Ulla Link-Heer: »Männliche Hysterie«. Eine Diskursgeschichte«, in: Ursula A. Becher (Hg.), *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 364–396.

ter Benjamin hat sich in seiner kurzen Geschichte der Photographie diese Frage gestellt, indem er schrieb:

»Nicht der Schrift-, sondern der Photographieunkundige wird, so hat man gesagt, der Analphabet der Zukunft sein. Aber muß nicht weniger als ein Analphabet ein Photograph gelten, der seine eigenen Bilder nicht lesen kann? Wird die Beschriftung nicht zum wesentlichsten Bestandteil der Aufnahme werden?«<sup>78</sup>

Auch Charcots Ikonographie, wie die psychiatrische Photographie im allgemeinen, kommt ohne diese nicht aus, erst über die Referenz auf das Medium der Schrift wird diese instrumentalisierbar, klassifizierbar und hierarchisierbar. Von der »verführerischen Selbstevidenz, daß sich der Gegenstand durch seine Abbildung selbst erklären soll«, die in der Erfindung der Photographie angelegt ist<sup>79</sup>, mußte Abstand genommen werden, die Schrift ist somit die Antwort auf das arbiträre Potential der Photographie des Menschen. Verschiebt man den Bezug von Beschriftung und Photographie in der Benjaminschen Frage um ein wenig, dann lautet sie, ob nicht die Beschriftung selbst der wesentliche Bestandteil der Aufnahme ist. Meine Antwort darauf ist – mit Benjamin formuliert –, *daß das ›Optisch-Unbewußte der Photographik des Menschen‹ die Schrift selbst ist.*

### **Anagrammatische Körper**

Das Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) unter der Leitung von Peter Weibel veranstaltete vom 8. April bis zum 27. August 2000 eine Ausstellung mit dem Titel *Der anagrammatische Körper*. Erklärtes Ziel war es, sich mit den medialen Konstruktionen des Körpers in der Moderne auseinander zu setzen, erklärtermaßen ist es die ›Bedingung der Photographie‹, unter der diese Körperbilder entstehen und

78. W. Benjamin: »Kleine Geschichte der Photographie« (Anm. 65), S. 385.

79. Martin Stingelin: »Überstürztes und träges Sehen: Zum historischen Spannungsverhältnis zwischen aktuellen und virtuellen Verbrecherbildern in ihrer satirischen Brechung durch Georg Christoph Lichtenberg, Friedrich Nietzsche, Karl Kraus und Friedrich Glauser (1782–1936)«, in: Achim Barsch/Peter M. Heijl (Hg.), *Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850–1914)*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000, S. 423–453, hier S. 431.

»die von den neuen Medien weiterentwickelt wird. Auch Malerei und Skulptur sind von dieser Bedingung beeinflusst. Daher ist es legitim, von einer fotografischen Kon-  
 dition bzw. medialen Konstruktion des Körpers zu sprechen. Der Körper wurde durch  
 die Medien zum Bild und der reale Körper versucht, sich dem Bild anzugleichen, das  
 die Medien von ihm entworfen haben. Die Kunst reagiert auf die mediale Konstruk-  
 tion des Körpers und bildet Reservate des Menschlichen, gerade in dem sie die medi-  
 alen Bedingungen der neuen Konstruktion des Humanen kritisch untersucht.«<sup>80</sup>

Die Kritik an den Bedingungen der modernen Konstruktion des Menschlichen äußert sich im Verweis auf das Schriftmedium: Im Anschluß an das hier schon vorgestellte *ABECEDA* von Nezval, Mayerová und Teige erscheint, so die ins Netz gestellten Erläuterungstexte, der Körper »durch die Photographie als Schrift lesbar. Die Buchstaben des Körpers werden identifiziert, lokalisiert, mit einem Wort: sequenziert. Der Körper wird entziffert, beziffert, damit beginnt seine Digitalisierung.«<sup>81</sup> Ihren Ursprung habe diese Entwicklung in der fragmentierenden Technologie der Großaufnahme, die die »Organe des Körpers, vom Auge bis zur Zehe [also von A-Z; A.K.], vereinzelt und als isolierte Bilder präsentiert.«<sup>82</sup> Der analytischen Zerlegung des Körpers folge die Möglichkeit der Synthetisierung auf dem Fuß, da erstere sich der »Alphabetisierung« des Körpers verdankt und ihn »zu einem System von Variablen« macht, die ein ›re-fashioning‹ des Körpers erlauben (was für den ›realen Körper‹ sowohl Fitness-Studio und Schönheitschirurgie leisten). Der Körper als photographischer Körper erscheint damit nicht mehr als »der natürliche Ort der Identität. Als rekombinierter Körper ist er der Ort einer rekombinatorischen, optionalen Identität.«<sup>83</sup> Der Körper der Zukunft, wie ihn diese Ausstellung entwirft, ist der Körper als reines Bild:

»Der rekombinierbare Körper vollendet sich im konstruierbaren Körper, der medial replizierbar und duplizierbar ist. Von der Schrift der Gene bis zur Schrift der Organe wird der Körper umschreibbar und schliesslich kopierbar. Der Körper wird gänzlich vom einem natürlichen Ort zu einem technischen Ort. [...] Die Medien verwenden anagrammatische Techniken der Umstellung von Sequenzelementen im Bereich der Organe, die sie als Buchstaben definieren.«<sup>84</sup>

80. [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$116](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$116) vom 7.5.2001.

81. [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$176](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$176) vom 7.5.2001.

82. [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$176](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$176) vom 7.5.2001.

83. [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$177](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$177) vom 7.5.2001.

84. [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$179](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$179) vom 7.5.2001.

Somit wird eine Medienkritik als Buchstabenkritik formuliert, die im Zeitalter der elektronischen Medien die ›Reservate des Menschlichen‹ aufsucht. Die Kritik an den Neuen Medien unter der photographischen Bedingung aber erweist sich als Buchstabenkritik, wie sie schon das 19. Jahrhundert formulierte: Dem abstrakten und arbiträren Zeichensystem Schrift wird der menschliche Körper untergeschoben, um Sinnpräsenz zu garantieren. So erscheint es zwar als Medium des Menschlichen handhabbar, greift aber im selben Moment den Menschen als ›Gegen-Machthaber‹ der Schöpfung an: Rückt dieser doch selbst in das arbiträre Zeichensystem ein. Die Kritik an der Zerlegung und Auflösung des Menschen wie des Menschlichen durch ›die Medien‹ wird so als Effekt dessen lesbar, was eingeklagt wird: menschliche Präsenz, die sich über den Körper rückversichert und ihre schriftliche Verfaßtheit vergißt.